Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 38. Monatlich vier Nummern. Berlin, 3. Oktober 1892. Vierteljährlich 2½ Mark = 1½ fl. ö. W. 38. Jahrg.

Selbst!

Erzählung von E. Vely.

Nachdruck verboten.

Der Wind ging über die Stoppelfelder; verspätete Georginen und Astern blühten in dem Garten, der das Bahnwärterhäuschen am Fuße des Schloßbergs von Wilrode umgab. Es lag gänzlich ungeschützt da, dies kleine Gebäude aus roten Backsteinen, der Sturm konnte es umsausen und die Sonne grausam heiß darauf niederbrennen. Man hatte jedenfalls bei seiner Erbauung nur auf die richtige Kilometerzahl der Entfernung von der nächsten Nummer Rücksicht genommen und auf die schnurgerade Linie; nur einen Steinwurf weiter wäre es von dem Bergrücken geschützt gewesen, auf dem sich das alte Welfenschloß erhob, und zweihundert Schritt links begann der Eichenwald, der sich stundenlang hinzog.

Bei dem Hause, das ein Erd- und ein kleines Giebelgeschoß hatte, stand noch ein Nebenbau, der als Stall und zur Unterbringung etwaiger Feldfrüchte diente. Wilder, jetzt ganz dunkelrot gefärbter Wein umkletterte das Haus, dessen Fenster hell über weißen Gardinen blitzten.

In der Wohnstube saßen zwei Personen einander gegenüber. Die Frau war in einem sauberen, blauen Kattunkleide, zu dem sie als sonntäglichen Staat noch eine schwarzseidene Schürze und einen weißen Kragen hinzugefügt hatte. Sie war blond und hatte gesunde, rote Backen und große, blaue Augen, das ließ sie noch ziemlich jung erscheinen; an dem Munde aber zeigten sich ein paar tiefe Linien, und das Kinn schob sich ein wenig zu energisch und unschön vor. Sie strickte emsig an einem rotwollenen Kinderstrumpfe.

Der Mann hatte seinen runden Hut an einen gelben Haken am Thürpfosten aufgehängt und saß in einem braunen Jackett städtischen Schnitts da, eine erloschene Cigarre zwischen den Fingern. Er war auch blond und von großer Gestalt, seine Hautfarbe stach von den lichtgrauen Augen ab. Aufmerksam musterte er das Zimmer. Es enthielt ein lederbezogenes Sofa, Tisch und Schrank aus Eschenholz, eine Kommode mit weißer Serviette überdeckt, auf der ein paar blaue Glasvasen standen, das Bild Kaiser Wilhelms I. in buntem Druck und vier Stühle. Dann machte er eine Kopfbewegung nach dem einen Fenster hin, wo ein kleiner Junge vor einem abgegriffenen, alten Journal saß und eifrig die Bilder beguckte.

„Das is also dein Aeltester, Line?“

„Fünf Jahre!“ nickte sie, „und schlägt nach dem Großvater, will nur was von Büchern wissen. Henrich, sage mal dem Onkel da, was du werden willst!“

„Schulmeister!“ antwortete der Kleine und hob das Gesicht empor.

„Hungerleider!“ sagte der Mann und schüttelte den Kopf.

Die Mutter hatte das nicht gehört, sie bückte sich nach dem entfallenen Garnknäuel und deutete dann auf den Winkel neben der Kommode, wo ein kleines Mädchen, die Puppe im Arm, halblaut vor sich hin summte.

„Linchen is ein stilles Kind, dem kann ich, wenn ich im Garten bin und auf der Wiese, wahrhaftig schon die Zwillinge anvertrauen. Nicht von der Wiege weg —“

„Zwillinge sind auch noch da?“ fragte der Mann, und sein Ton war halb bedauernd.

„Gestern ein Jahr geworden, Ilse und Else. Die Frau Amtsrichter hat sich selber zur Patin eingeladen, wir wären ja gar nicht auf so feine Namen gekommen!“

„Hm!“ Anton Fischbach streckte die Füße weit von sich, das gab auf dem mit weißem Sand bestreuten Boden einen knirschenden Ton. „Nämlich, es sind nun auch gerade sechs Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Ja, die Zeit geht hin!“ seufzte Line Matthies.

„Mir hat sie was eingebracht. Ich habe gebaut, das Haus hübscher, eine neue Scheune, einen großen Kuhstall —“

Sie nickte, wie er so aufzählte.

„Sie sagen, nun stände ich bald keinem Gutsbesitzer mehr nach.“

„Ja, aus 'nem Menschen kann was werden,“ meinte die blonde Frau freundlich.

Er stand auf und durchmaß die Stube, dann blieb er neben ihr stehen. „Line — vor sechs Jahren, im Frühjahr, da fragte ich dich, ob du mich wolltest, und einen Monat drauf, nachdem du ‚nein‘ gesagt hattest, heiratetest du deinen ausgedienten Soldaten mit der Versorgung hier. Hast es so haben wollen.“ Er schluckte an den letzten Worten.

„Ja, Anton, das habe ich —“

Er führte die kalte Cigarre an den Mund und ließ die Hand wieder mit ihr fallen. „Wenn ich nur wüßte, was du an dem für 'nen Narren gefressen hättest.“

Ihre blauen Augen bekamen einen lachenden Ausdruck. „Ja, weiß so ein Mädchen denn das selber? Da is man sich mit einemmale gut —“

„Und hat andere ordentliche Menschen zum Besten.“

„Sage das nich, Anton! Ich bin gegen dich gewesen, wie man mit 'nem Vetter is — sieh, der Fritz, der — ach, laß doch die alten Sachen, wie's is, so is es nun doch mal.“ Sie klapperte etwas hastiger mit den Nadeln.

Er wurde ganz rot. „Ich wäre ja auch gar nich gekommen, aber ich hatte auf dem Schlosse was zu thun, und dann — dann sagten sie, der Fritz thäte nicht immer —“

Da legte sich die verarbeitete Frauenhand fest auf seinen Arm, und die Augen blickten ihn durchdringend an.

„Fritz is mein Mann, und das sind seine und meine Kinder, und drauf kommen lasse ich nichts, sieh —“

„Is schon recht.“ Er machte eine Bewegung nach seinem Hute hin.

„Geh noch nicht!“ bat sie, „er wird wohl bald kommen, und dann habe ich dir gar nich mal was angeboten.“ Wie eine Verlegenheit flog es über ihr Gesicht. „Es

Winterhüte.

(Beschreibung Seite 375.)

is aber nicht mal 'n Tropfen im Hause, wir sind so weit vom Ort."

„Das laß man, darum bin ich nich gekommen. Un wenn dein Mann nichts mehr vom Schnapsen wissen will, das kann dir nur recht sein."

Darauf antwortete sie nicht. Es wurde etwas dämmeriger, sie warf einen spähenden Blick hinaus auf die Chaussee, die hinter den Eisenbahnsträngen herlief; ein Schlagbaum schützte den Uebergang. „Warum hast du denn nicht gefreit, Anton?" fragte sie dann.

„Darum!"

„Wo's doch so viele Mädchen giebt!"

„Darum!"

Dann war's wieder ein Weilchen still in dem dämmernden Raume.

Anton Fischbach strich mit der Hand über die Nähmaschine. „Is es wahr, daß du Frauenzimmerzeug machst?"

Sie hustete leicht, verlegen, ehe sie erwiderte: „Ab und an, freilich! Ich habe viel freie Zeit."

„Bei vieren? Und thust alle Arbeit allein?"

Mit einer raschen Bewegung beugte sie sich vor. „Da sind doch die Abende, bis zum Zwölfuhrzug muß Anton immer wach bleiben oder geweckt werden. Da arbeite ich dann, und das Nähen hält wach, und es is ein ganz hübscher Verdienst."

„Bei mir," er schnippte mit Daumen und Zeigefinger durch die Luft, „hättest du so was nich nötig gehabt."

Sie hatte keine Entgegnung darauf, stand aber auf und ging durchs Zimmer, um aus dem Fenster zu spähen, blickte nach der Uhr, strich dem Knaben über den Kopf und mahnte, daß es zum Lesen zu dunkel werde, er solle dem Schwesterchen leise vom Rotkäppchen erzählen, er habe es doch so gut behalten. „Dann lernt Linchen es auch."

„Linchen, nu sollst du mal lernen," sagte der kleine Schulmeister, „mal aufpassen!"

„Neue Sachen habe ich auch angeschafft," erzählte Anton Fischbach in die Pause hinein und schob die runden, roten Finger durch die dicke, goldene Uhrkette. „Ich will es gern behaglich um mich haben, das is nun mein ganzes Pläsier. Warum auch nich?"

„Warum nich?" sprach die blonde Frau nach, aber es hatte für sie doch wohl eine andere Bedeutung, denn ihr suchender Blick glitt wieder nach der Chaussee hinaus und dann nach der tickenden Uhr. „Aber Licht will ich nun auch machen."

Sie zündete die Petroleumlampe an und stellte sie mitten auf den Tisch. Noch ein wenig früh für die Gewohnheit einer sparsamen Hausfrau.

Sparsam war sie, gewiß! Aber hier gar nicht, wo sie doch hin gehörte. Anton Fischbach dachte das und kniff die Lippen zusammen. Line, Lehrers Line, war das hübscheste Mädchen in Wilrode und weiter herum, und sie hatten ihn immer damit geneckt, die und keine andere würde mal seine Frau. Und da mußte der raufluſtige, rechthaberische Soldat kommen, der sich jeden Abend beim Bier zankte; bloß, weil er schwarze Haare und schwarze Augen und so was an sich hatte, was den Leuten gefiel. Wie er jetzt wohl aussah, da in dem Bahnwärterrock — ja, sie war wirklich herunter gestiegen, die Line, und sie wußte es auch wohl. Es lag so etwas in ihrem Wesen, als mühe sie sich, was zu verstecken — o, er ist ein Menschenkenner, Anton Fischbach.

„Und — und der Papa vom Rotkäppchen?" fragte die Kleine in ihrem Eckchen den vor ihr sitzenden Bruder, der den Zeigefinger aufgehoben hatte, indem er erzählte.

„Dumme Line, das Rotkäppchen hat nur eine Mama gehabt und eine Großmutter."

Das Kind sah den Knaben an und drückte dann seine Puppe gegen sich.

„Linchen hat einen Papa, aber jetzt is er nich da," sagte sie.

„Nu hör' mal einer," sprach der Mann drüben vor sich hin.

Die Frau des Bahnwärters stand leise mit einem neuen Blick nach der Uhr auf und ging hinaus. Sie ist noch immer hübsch, nur ein wenig zu groß für die Nußschale von Haus, meinte Fischbach für sich und holte ein Streichholz hervor, um endlich seine Cigarre wieder anzuzünden. Ihm war, als müsse man sich hier an den Wänden stoßen.

Dann guckte er in die Rauchwolken — wenn Menschen dumm sind! Dumm, das ist sie gewesen, die Line, und eigentlich ist er es auch. Als ob es nicht andere noch auf der Welt gäbe, sie hat es damals gesagt und heute wieder. Er brauchte nur die Hand auszustrecken! Und Partien! Sie werden ihm von allen Seiten angeboten.

Sie blieb lange aus! Sie hatte es sich doch wohl nicht in den Kopf gesetzt, nach dem Ort hineinzulaufen, um ihn traktieren zu wollen? Hier rührte er gewiß nichts an. Die Pauvretät!

„Du, Henrich, wo is denn deine Mutter wohl hin?" fragte er endlich.

„Mama," sprach Linchen nach. „Rotkäppchen hatte auch eine Mama."

„Heut is doch Sonntag," sagte der Kleine.

„Ja — und?"

„Sonntags is Vater doch nie da, wenn der Sechsuhrzug kommt." Er legte mit seiner kleinen, frühreifen Miene den Finger an die Nase, als wolle er den Mann zum Nachdenken auffordern, und wie der so schwerfällig gar nicht zu begreifen schien, flüsterte das Kind: „Da muß Mutter die Strecke abgehen und die Nummer einschieben — aber, mußt es nich weiter sagen, Onkel, Mutter hat es verboten."

„So — das muß sie — so!" Fischbach versank wieder in Schweigen.

Die Kinder setzten ihr Spiel fort. Der Mann trat ans Fenster; nichts zu sehen, als die Bahnlichter in der Ferne, auch hier an der Bude war eins angezündet, das seinen Schein weithin warf. Also, das auch! Die vielen Kinder, die Hausarbeit, Nebenverdienst, um ein paar Pfennig mehr zu erwerben, und dann der Mann nicht mal auf seinem Posten. Und keine Klage — noch ein Gethu, als stehe alles zum Besten! Das hat sie auch von ihrem Vater. Seiner hat den gelehrten Bruder immer den Hungerleider genannt, aber der hat zwischen seinen Büchern gesessen, als wären sie von eitel Gold.

Ein telegraphisches Glockenzeichen; ein Zug wurde signalisiert. Nun würde der faule Mensch ja wohl heranmüssen, der Monsieur Fritz Matthies, und pflichtgemäß den Zug abnehmen.

Er ging leise hinaus und trat in die geöffnete Thür. Es war recht windig geworden, und ein feiner Regen schlug ihm ins Gesicht. Eigentlich hatte er sich zu lange hier aufgehalten. Wenn Line kam, wollte er gleich nach seinem Gespann drüben im „Kronprinzen" — eine Hand mußte er ihr doch wohl noch geben.

Seine Finger über die Augen legend, sah er hinaus ins Dunkle. Erst war nichts unterscheidbar, dann sah er die Stahlstränge aufblitzen, wo der Schein des Lichtes aus dem Wärterhause hinfiel, auch die weiße Nummerntafel konnte er unterscheiden. Und da, neben der anderen Laterne auf der Erde, stand ja die Gestalt des Bahnwärters, die Knöpfe blinkten, die zusammengerollte Fahne lehnte schon in seinem Arm — ja, Fritz Matthies, das Reglement bringt auch dich aus dem Wirtshause heraus, dafür ist es einmal da! Und von der Frau nichts zu sehen!

Da spürte er unter seinen Füßen auf der Schwelle eine leichte Erschütterung des Bodens, dann war ein Brausen in der Ferne, vom Rande des Gehölzes her, zwei rotglühende Lichter tauchten auf, vergrößerten sich im Näherkommen.

Der Mann in der Bahnwärterkleidung ergriff die Laterne, hielt die Fahne, stand regelrecht in Positur — der Zug brauste vorüber. Noch ein paar Sekunden, dann kam in die unbewegliche Gestalt drüben Leben, die Laterne wurde herübergetragen.

„Das ist nun alles, was solch'n Soldat kann, stillstehen, pünktlich, das hat er noch aus der Zeit." Fischbach ist frei gekommen gewesen, er thut sich darauf heute noch etwas zu gute — eine Gewalt hat keiner über ihn gehabt, er hat nie nach einem Reglement leben müssen. Nun war der Laternenträger dicht vor ihm, hob nochmals das Licht wie vor einem Hindernis, und dabei fiel der Schein zurück — aber nicht die Züge von Fritz Matthies waren's, die Anton erkannte, das rotweiße Gesicht Linens, ihre blonden Haare wurden bestrahlt unter der Dienstmütze.

„Du — du — auch das, das thust du für den Lumpen, der nicht nach Haus kommt, selbst wenn er Dienst hat?"

Sie blies die Laterne aus, warf die Mütze gegen den Nagel und schlüpfte aus dem Rocke. Dann legte sie die Hand auf die Schulter des Mannes.

„Verrat mich nich, Anton! Es is wegen der Kinder. Sieh mal, Sonntags, da bleibt mancher Mann länger im Wirtshause." Und wie er nicht antwortete, setzte sie hinzu: „Was is denn so viel dran, ob er oder ich dastehen, wenn die Strecke nur in Ordnung ist. Das kann ein Frauenzimmer auch! Und im Badischen, habe ich mir sagen lassen, und in Oesterreich, da wären Frauen dazu angestellt."

„Wenn's mal rauskommt, ist er um seine Stelle — solltest ihm nicht nachgeben."

Nur ein Seufzer, aber dann, als schämte sie sich, daß sie ihn ausgestoßen, kam's fester nach: „Die es wissen und merken, die geben es nich an — Nachbarn haben wir nich, und wer ein Herz in der Brust hat, der denkt an die vier unschuldigen Kinder."

„Hm!"

„Komm doch wieder rein!"

„Nein — gute Nacht!"

„Es soll dir gut gehen, Anton!"

„Das thut's ja!" Er lachte zornig, „und wenn ich eine Frau hätte, der ginge es auch gut, das kannst du glauben!"

Keine Antwort! Wenn sie doch bloß mal geklagt hätte, nur mit einem Wort. Das hätte er mit einer Genugthuung aufgenommen.

„Aber du bist ja zufrieden, Line, und mehr kann der Mensch nich wollen!"

„Nein — gewiß bin ich zufrieden, wenn der liebe Gott mir meine Kinder läßt!" sprach sie in den Wind hinaus.

Dann ging er, sein Schritt verklang bald. Nun sagte sie, den Kopf in den Nacken zurückwerfend, wie sie es den Vater oft hatte sagen hören: „Seinen Stolz muß der Mensch behalten, sein Leid muß er nicht sichtbar werden lassen!"

Ein grauer Morgen war gefolgt. Line hatte beim Frühzug noch einmal für ihren Mann fungiert, diesmal zitternd. Da hatte er noch nie gefehlt — aber das war auch noch nicht dagewesen, daß er die ganze Nacht und bis zum Morgen fortgeblieben war. Sie that ihre Hausarbeit mechanisch, sie hörte nicht, wenn die Kinder etwas fragten, sie trat ab und an auf die Chaussee hinaus und sah hinauf und hinunter, obwohl er doch nur von einer Richtung her kommen konnte — mußte — mußte! Und dabei fiel ihr ein, wie sie früher auf ihn gewartet hatte, am Fuße des Schulbergs, als sie einander zu Gefallen gingen. Wie frisch war er da gewesen, wie eigenmächtig und gewaltsam; sie hatte ihm gut sein müssen, und es war ihr ganz gleichgiltig gewesen, daß sich die Leute über sie wunderten, weil sie nicht höher hinaus wollte.

Und in der ersten Zeit hatte sie geglaubt, es könne gar kein Menschenpaar es besser auf der Welt haben als sie und ihr Fritz. Und als es dann allmählich anders wurde, da fand sie sich drin mit dem Spruche ihres Vaters.

Wundern durften sich die Leute über sie — mitleidig sollten sie nicht mit ihr sein, das ging ihr gegen den Stolz.

„Allbarmherziger," stieß sie jetzt plötzlich hervor. „Das kann nichts Gutes sein, jetzt wäre er doch wohl da und sollte er die ganze Nacht drüben in Oerzen verzecht haben!"

Dahin ging er jetzt viel, da sah man und rechnete man ihm nicht so nach wie in Wilrode, und dort waren auch ein paar lustige Brüder, die mit ihm bei den Soldaten gestanden hatten und wie er gern bei Bier und Würfeln saßen.

Sie hatte es redlich versucht, ihn zurückzuhalten, mit Bitten, mit vernünftigem Zusprechen. „Es is nu mal meine Natur, ich muß lustig sein!" sagte er. Und dann faßte er sie bei den Schultern und guckte ihr mit den blitzenden Augen so machtvoll ins Gesicht.

„Sei doch zufrieden, Line, ich bin doch keiner wie andere! Ich gucke nich nach anderen Frauen und Mädchen, sieh — und habe ich schon mal die Hand gegen dich aufgehoben? Habe ich das?"

Und es war ja wahr, einsam war's hier auf der Nr. 18, und dann hatte sie ihn gehen lassen. Es war seine lustige Natur — und lustig hatte er über die Maskerade gelacht, die seine „forsche Frau" zuweilen aufführte, wenn er nicht rechtzeitig kam, um den Zug abzunehmen. Erst hatte sie mitgelacht — dann war's öfter und öfter gewesen, daß sie den Dienstrock in der dämmernden Abendstunde und um Mitternacht über ihre dunklen Frauenröcke hatte ziehen müssen. Fritz Matthies lachte nicht mehr, er legte ihr einfach eine Pflicht auf. „Willst du nich, so kann am Ende mal ein Unglück kommen und uns die Stelle kosten! Und wohin mit den vier Kreaturen!"

„Wohin? Ja!"

Sie schwieg, sie vertuschte, sie ließ ihn nach Oerzen gehen, damit er hier nicht im Wirtshause saß. Er ging und trank, es war nun eine Gewohnheit.

„Allbarmherziger Gott!" rief sie jetzt plötzlich, „wenn ein Unglück geschehen wäre!"

Und dann griff sie nach ihrem Tuch und ging den direkten Weg zum Bahnhofe hin, auf dem Schienendamm entlang.

Sie hatte den Kindern nichts gesagt, sie dachte nicht an sie.

Henrich holte sich das Kreisblatt von der Kommode und legte es verkehrt vor sich hin und las eine Geschichte, die er sich ausdachte. Linchen hob sich auf den Zehenspitzen an der Wiege der Zwillinge empor, die in die Wohnstube gerückt war. „Schlaft, Kinderchen, schlaft, da draußen steht ein Schaf!" sang sie mit dünnem Stimmchen in ihrer noch mangelhaften Sprache.

Der feuchte Kies auf dem Eisenbahndamm knirschte unter Linens flüchtigen Schritten, die Schienen glänzten sie an. Um den Schloßturm flogen kreischende Dohlen, aus den kleinen Schornsteinen der ziegelroten Hausdächer stieg der Rauch schwerfällig empor und lagerte sich, zu einer großen Wolke vereint, über dem Ort. Die Bergspitzen waren nicht sichtbar, an den steil herabfallenden Wänden flatterten zerrissene Nebelschleier. Die Pappeln, die kerzengerade den Friedhof umstanden, tauchten auf — sonst konnte sie sie nicht erblicken, ohne an das Grab des Vaters drüben zu denken.

Ihre Mutter war so früh gestorben, daß sie sie nicht gekannt hatte. Heute hatte sie nur das eine Verlangen — vorwärts.

Aus einem Hause, das unweit vom Bahndamm lag, schrie eine Frauenstimme zu ihr hinüber: „Na, was is denn so eilig zu bestellen, Matthies-Base?" Sie schüttelte den Kopf und rannte weiter.

Das nächste Bahnhäuschen! Nun die Nebengebäude vom Bahnhof. Da telegraphierte man eben von irgendeiner Station irgendetwas, was ging das schrille Pink-Pink sie an, vor nachmittag zwei Uhr passierte kein Zug die Strecke, an welcher Nr. 18 lag.

Auf die Platten des Bahnsteigs! Die waren nicht glitscherig, über denen war das schützende Glasdach. Sie ging plötzlich langsam, zupfte ihr Tuch zurecht, gab sich Haltung.

Da hinten war eine Gruppe von Leuten, der Portier, einige Schaffner, sie kannte sie alle, auch die Assistenten und die rote Mütze des Bahnhofsinspektors leuchtete daraus hervor.

Die sahen zu ihr hinüber, freilich, sollten ihr wohl nicht ansehen, in welcher Aufregung sie war! Ganz langsam wollte sie an den Schalter treten und ein Billet nach Oerzen fordern, wen ging's denn was an, was sie da zu besorgen hatte!

„Eins dritter Klasse nach —" Ihre Lippen waren so spröde, und dann langte ihre Hand nach der Tasche. Das Portemonnaie stak zwar drin, aber nur einen Groschen enthielt es. Es war ihr, als wolle der Boden unter ihren Füßen wanken. So sollte sie sich blamieren!

„Ach!"

„Frau Matthies!"

Wie eine Erlösung klang ihr im ersten Augenblick der Anruf. Mit großen, hastigen Schritten kam der Inspektor auf sie zu, und die anderen folgten ihm, alle, wie schüchtern und doch neugierig.

„Frau Matthies!" Er sah so seltsam aus, so mitleidig. „Wohin — ja, wohin wollen Sie denn?"

Sie warf den Kopf zurück mit der gewohnten, trotzigen Bemerkung.

Wenn sie es denn wußten, daß der Fritz sich strafbar gemacht hatte, nun gut, dann mochte es sein, dann mußte sie es auch hinnehmen und überstehen; ein Schauspiel aber sollten sie nicht an ihr haben.

„Sagen Sie es man, Herr Inspektor, gleich heraus — was sollen Sie lange damit hinter dem Berge halten —" und dann ein tiefer Atemzug — „was passiert ist."

„Arme Frau Matthies, wir wissen ja, wie tapfer Sie immer gewesen sind und pflichtgetreu und haben so viel auf sich genommen."

Sie kniff die Lippen zusammen; das konnte sie auch gar nicht leiden, mit der einen Hand streicheln und mit der andern weh thun.

„Ich habe ja Courage!" Das war dem Fritz sein Lieblingswort.

„Sie scheinen eine kleine Reise machen zu wollen, Frau Matthies, nach Oerzen vielleicht?"

Sie standen nun sämtlich ganz nahe, der Assistent Gadow und der Schaffner Warnecke und der Portier Leßner, sie machten solch sonderbare Gesichter. Na, gut zu sprechen war freilich nie einer von denen auf ihren Fritz gewesen, er vertrug sich nicht aufs beste.

„Ich wollte —"

Er nickte. „Ihr Mann ist gestern dort gewesen und diese Nacht nicht nach Hause gekommen."

Lügen kann sie nun mal nicht. Sie fühlte, daß sie rot wurde, und dann lief es ihr wieder kalt über den Rücken; sie verschränkte die Hände fest ineinander.

„Er hat aber nach Hause kommen wollen, Frau Matthies — wenigstens um zum Nachtzuge da zu sein."

„Wenn sie ihn drüben mit Gewalt nich haben lassen wollen, Herr Inspektor, der Mensch hat mal schwache Stunden," versuchte sie zu entschuldigen.

„Nein, es war anders, Frau Matthies. Er durfte doch nicht öffentlich sich als Passagier zeigen, und da hat er als blinder mitwollen, ist beim vorletzten Wagen aufgesprungen — und dann —"

Weit auf riß sie die blauen Augen, und es war, als wäre jeder Lichtstrahl aus ihnen entwichen.

„Und dann — dann hat es ein Unglück gegeben."

Sie fuchtelte plötzlich mit beiden Armen in der Luft herum.

„Er ist tot?"

„Arme Frau!"

Nur ein halber, verklingender Schrei.

„Meine Kinder haben keinen Vater mehr!"

Ein Signal! Der Nordzug kam, die Leute traten auf ihre Posten, sie stand einen Augenblick allein.

„Keinen Vater mehr!" Das keuchte die Lokomotive, die da von drüben kam, das klang aus dem Anläuten, aus dem Geräusch der auf das Glasdach fallenden Tropfen. „Arme Kinder!"

„Frau Matthies," sagte der Inspektor, „steigen Sie dort mit dem Herrn Gadow ein. Ihr Mann liegt in Oerzen, Sie werden ihn doch noch einmal sehen wollen — im Güterschuppen."

„Ja — ja!" erwiderte sie und sah sich um. „Wenn ich den kleinen Fritz hier hätte — aber, aber — er ist wohl sehr entstellt?" Und ein Zittern flog durch ihre Glieder.

„Nein. Warnecke sagt, der Oberkörper nicht — nur die Angst ist in seinen Zügen geblieben — Warnecke hat die Nachricht mitgebracht."

„Er hat es also gewußt — den Tod kommen sehen!" klagte sie thränenlos. „Herr Inspektor, es war ein Dienstvergehen! Aber er hat es gebüßt."

„Steigen Sie ein!" Sie ließ sich willenlos auf den Tritt heben, man war so sorgsam mit ihr, wie mit einer Schwerkranken. Gadow setzte sich neben sie und guckte dann aus dem Fenster, da drüben hasteten noch Leute hin und her, sie mußte beide Hände gegen die Schläfen pressen, es wogte dahinter und brauste in ihren Ohren.

„Es ist kalt," murmelte der Assistent und rieb sich die Finger und untersuchte die Heizung.

Die Gegend fing an, an ihnen vorüberzufliegen — ja so, sie fuhren ja, fuhren auf das Ziel zu, auf den Güterschuppen in Oerzen.

„O du lieber Gott!" sagte sie und schüttelte den Kopf, „du lieber Gott!"

Gadow holte lange, wollene Handschuhe aus seiner Tasche und hielt sie ihr hin.

„Wenn Sie da hinein wollen, wenn Sie's mal versuchten — es ist so hundekalt."

Sie starrte ihn an, als hätte sie ihn nicht verstanden. Fritz fühlte nun nicht mehr die Kälte und die Hitze, er hatte nicht mehr das, was er den „ewigen Durst" nannte und lag ganz still und stritt nicht mehr und fluchte nicht. Das hatte sie ihm in der letzten Zeit so oft verwiesen! Die ganze Nacht schon hatte er still und kalt gelegen — und sie war während der Zeit daheim in ihrem Bett, die gesund atmenden Kinder neben sich. Und so böse auf ihn — so böse! Und zum erstenmal hatte sie denken müssen, daß dem Vetter Anton seine Frau, wenn er jemals eine nahm, doch ein beneidenswertes Los hätte — vielleicht war Schulmeisters Line doch dumm gewesen.

Und nun war alles vorbei, sie konnte nicht mehr mit ihm schelten, wie sie sich gestern vorgenommen hatte, und sie konnte ihm auch die Gedanken nicht abbitten — nichts wieder gut machen.

„Doch!" sagte sie dann plötzlich und richtete sich aus der Ecke, in der sie gekauert, auf. „Doch — an seinen Kindern!"

Der Bahnhofsinspektor von Wilrode setzte sich derweil an seinen Schreibtisch, um den Bericht abzufassen über den Unglücksfall.

Fritz Matthies war schon lange nicht mehr gut angeschrieben gewesen; der Frau wegen, die sich so rechtschaffen plagte, hatte man ein Auge zugedrückt. Für ihn war's am Ende ebenso gut, denn er war auf die abschüssige Bahn gekommen, aber — und der Inspektor blinzelte nach der Decke empor, über ihm war seine Familienwohnung — „vier Kinder!" Er hatte fünf. Und mit dem Häuflein stand die Frau nun da. Er faßte den Bericht nach Möglichkeit günstig ab und nahm sich vor, für die Frau ein Wort zu sprechen, wo er konnte — „ja, vier Kinder!" man wußte, was das hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Internationale Frauenbilder.

Von Ant. Andrea.

Nachdruck verboten.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Neulich, in einer lebhaften Unterhaltung über die Frau in ihrem nicht mehr traditionellen, sondern zeitgemäßen Leben und Wirken, legte ich Ihnen mein Album vor mit einer ganzen Galerie von weiblichen Studienköpfen, die ich längst brannte mal ins Gefecht zu führen für die „Frauenfrage", die noch immer eine Rolle von Wichtigkeit spielt, obgleich man sie hier und da belächelt — vielleicht, weil sie im Laufe der Zeit alt, aber nicht gelöst worden ist.

Sie schenkten meiner Sammlung nicht allein eingehendes Interesse, sondern forderten mich auf, Ihnen das Stückchen Menschenleben, welches jedes dieser Bilder darstellt, in Form einer Skizze aufzuzeichnen.

Ich thue es hiermit.

1. Beatrice.

Erinnern Sie sich? Es ist ein noch junges, regelmäßig schönes Gesicht mit Augen, die in stummer Inbrunst zu beten und zu weinen schienen!

Es war im Herbst des Jahres 1884, als in Neapel die Cholera wütete. Die Menschen wurden weniger zu Tausenden; die Straßen lagen wie ausgestorben, und das Elend steigerte sich ins Unglaubliche in der schönen Golfstadt, über der des Tages eine heiße Sonne schien und des Abends der Vesuv in seiner feurigen Pracht.

Neapel lag im Todeskampf; sein Röcheln und Stöhnen drang zum Quirinal — bis in das Herz des Königs. Wie er stand und ging, der edle Umberto I., von einem einzigen Kavalier begleitet, der ihn glücklich auf dem Bahnhof eingeholt, eilte er herbei, um Hilfe zu bringen und mit seinem königlichen Beispiel die Feigen und Verzagten zu beschämen. Das wirkte!

Aus allen größeren Städten des Reiches strömten Freiwillige herbei; reiche Leute, vor der Seuche geflohen, kamen wieder zurück zum Kampfe gegen sie. Große Geldsummen und Sendungen jeder Art von Unterstützung liefen ein: von nah und fern beteiligte man sich an dem Werke der Barmherzigkeit, welches der König ins Leben gerufen, durch einen mehrtägigen Aufenthalt unter seinen armen, geschlagenen Neapolitanern.

Mit einigen Krankenpflegerinnen von Profession war Beatrice von Oberitalien nach Neapel gekommen. Niemand wußte, wer sie war und woher sie stammte. In dieser Zeit der Bedrängnisse fragte man nicht danach; was eines leisten konnte, darauf kam es an!

Von Beatricens Leistungen sprach man sogar im Magdalenen-Hospital, unter dessen Leitung sich ein Verband vornehmer junger Leute aus der Stadt gebildet, die ihrem König beweisen wollten, daß sie ihr Leben nicht höher anschlügen, als er das seine. Diese provisorischen „Brüder" trugen auf dem linken Arm ein weißes Kreuz, zum Unterschied der Brüder vom „roten Kreuz", die unter der Anführerschaft eines Klosterordens standen.

Auch einige bekannte Damen aus Neapel, die sich so lange auf eigene Hand der Armen und Kranken angenommen, ließen sich dem weißen Kreuzverbande einverleiben; als aber Beatrice, die Fremde, Unbekannte, um Aufnahme einkam, erhoben sie Schwierigkeiten, die aus dem Wege zu räumen der Vorstand selbst Bedenken trug: sie wäre zu schön, zu geheimnisvoll, diese „Schwester" für die heißblütigen jungen „Brüder", von denen die meisten zum erstenmal in ihrem Leben eine ernste Pflicht übernommen! Ein paar Aerzte machten allerdings darauf aufmerksam, daß Beatrice die niedrigsten wie die wichtigsten Krankenwärterdienste leistete und Tag und Nacht in den Wohnungen der Armen thätig wäre. Ihre Mitarbeiterschaft würde nicht zu unterschätzen sein, weil die Priester alles aufböten, das Volk aufzuhetzen gegen die Brüder vom weißen Kreuz: Beatrice, mit ihrem Einfluß auf die armen Leute, könnte den Brüdern ihre Aufgabe wesentlich erleichtern, bei den Unwissenden und Abergläubischen.

Man kam schließlich überein, abzustimmen: das Ergebnis war zweiundzwanzig gegen einundzwanzig, die eine gegen sie ausschlaggebende Stimme war die des jungen Marchese Manfredo.

Und gerade er hatte Beatrice in ihrer anerkannten Selbstverleugnung am häufigsten gesehen, bei den Kranken und Toten der ärmeren Bevölkerung!

Eines Morgens wurde er ausgeschickt mit drei anderen Brüdern vom weißen Kreuz, die Gassen von Santa Lucia in Inspektion zu nehmen. Die Seuche hatte hier fürchterlich gehaust! Man konnte kaum Leichenträger genug auftreiben für die täglich fallenden Opfer. Wer aber dieses elende „Armenviertel" betrat, der mußte sagen, daß die Toten viel besser daran waren als die Ueberlebenden — in dieser verpesteten Luft, diesen feuchten, lichtlosen Kellerlöchern und Dachstuben, voll von Unrat und Ungeziefer, wo jeder Raum von zwei oder drei Familien bewohnt wurde.

In einem dieser düsteren, schmutzigen Häuser trafen die Brüder Beatrice an. Sie hatte die Nacht in einer offenstehenden Kellerwohnung zugebracht, bei zwei Cholera-Kranken, Vater und Tochter, und einem halbblödsinnigen Greise, der hier Zuflucht gesucht vor dem Tode: in dem Hause, wo er sonst sein Unterkommen gefunden, war es ihm unheimlich geworden, als das letzte lebende Wesen, eine Katze, verendete. Der kranke Mann war vor einer Stunde verschieden; seine Tochter, ein kaum sechzehnjähriges Mädchen, lag im Delirium auf einem Haufen Stroh. Auf dem einzigen vorhandenen Bettstück, einem zerlumpten Sack mit Roßhaar und Seegras gestopft, hockte der Greis und unterhielt sich mit einer verhungerten Ratte, der er in der Nacht mit einem Fußtritt den Garaus gemacht, als sie ihm zu dreist geworden.

„Ich bitte," sagte Beatrice zu dem Marchese, von dem sie wußte, daß er ihr Gegner war, „lassen Sie die Leiche hinausschaffen."

„Und die Kranke?"

„Sie ist zu schwach zum Transport. Vielleicht sorgen Sie für etwas Holz zu einem warmen Bade!"

Zwei der jungen Herren faßten die Leiche in dem Laken, mit dem Beatrice sie verhüllt hatte, und trugen sie auf die Straße. Der Marchese suchte das ganze Haus ab nach einem hölzernen Gegenstand, der genügt hätte, einen Topf Wasser heiß zu machen: eine alte, morsche Fensterlade war alles, was er fand. Er zerbrach und zerschnitt sie mit seinem Taschenmesser und zündete Feuer an.

Der alte Mann grinste vergnügt bei diesem seltenen Schauspiel, er wollte durchaus die Hände hineinstecken; als aber der Marchese ihn fortzuschaffen versuchte, wehrte er sich und schrie: „Das weiße Kreuz, das weiße Kreuz! Ave Maria — der Teufel soll es holen!"

Beatrice legte sich ins Mittel: er sollte nur mitgehen. Der Herr wäre ein barmherziger Bruder. Er würde ihm zu essen und reine Kleider geben, damit er nicht krank würde, wie das arme Kind hier, dem er bange machte mit seinem Geschrei.

Die barmherzigen Brüder trügen ja ein rotes Kreuz, meinte der Alte eigensinnig. Padre Ambrosio, der neulich tot in der Gosse gelegen, hätte gesagt: die vom weißen Kreuz, das wären greuliche Sünder! Wenn der Teufel sie nicht bald holte, dann müßte ganz Neapel umkommen.

Er ließ sich aber doch von Beatrice beruhigen und in einem Karren unterbringen, der ihn nach dem Magdalenen-Hospital fuhr.

Der Marchese war inzwischen in den dritten Stock gestiegen. In einer elenden Kammer wand sich ein junges Weib im ersten Anfall der Seuche auf demselben Lager, wo ihr alter Vater seit mehreren Stunden tot lag.

Er rief seine Krankenträger herein, aber die Kranke gebärdete sich wie toll: keiner vom „weißen Kreuz" sollte sie je berühren! Sie wäre eine fromme Katholikin und ehrbare Frau, sterben wollte sie lieber, als mit Ketzern und Giftmischern zu thun haben.

Der Marchese ging hinunter zu Beatrice, die gerade ein paar gebrochene Augen zudrückte: „Können Sie mir helfen, Schwester, eine Kranke transportieren, die noch zu retten wäre?"

„Ich bin hier fertig!" entgegnete sie, indem sie das Zeichen des Kreuzes machte über dem starren Antlitz auf dem Stroh: „Der Tod ist klüger und eifriger als wir."

Beatricens Erscheinen machte die Kranke gleich gefügiger: Wenn die „Schwester" sie ins Krankenhaus bringen wollte, so hätte sie nichts dagegen! Die wäre ein Engel für alle armen Leute. Von der ließe sie sich gern gesund pflegen, denn das Sterben machte am Ende keiner Kreatur Spaß.

Man hüllte sie in Decken und trug sie fort; Beatrice verließ sie nicht eher, als bis sie auf einem der sauberen Betten im Hospital lag. Die anwesenden Aerzte drückten den Wunsch aus, daß sie in Person für ihre Schützlinge aus Santa Lucia sorgen möchte. So kam Beatrice nun doch in den Verband, trotzdem der Marchese Manfredo dagegen gestimmt hatte!

Denselben Nachmittag traf sie mit ihm zusammen in einer Spelunke des Basso Porto, wo die Cholera unter den Schankwirten und Krämern aufräumte. Der erste Kranke, der ihr hier zufiel, war ein Bruder vom weißen Kreuz: der einzige Sohn des Grafen Florida.

In einem Thürportal hatte sie ihn gefunden, schon besinnungslos. Jetzt lag er mit dem Kopf auf ihrem Schoß; sie flößte ihm Opiumtropfen ein und versuchte seine Hände warm zu reiben. Der Marchese stand erschüttert vor seinem Freunde; plötzlich drückte er das Gesicht an die feuchte Mauerwand, überwältigt von seinem Schmerz.

„Es ist noch nicht Zeit zum Trauern, Bruder!" sagte Beatrice sanft. „Arbeiten, ringen mit dem Tode müssen wir. Verlieren Sie schon den Mut?"

Er schaute auf in ihr schönes, geheimnisvolles Antlitz, eine brennende Röte färbte das seine; aber er raffte sich auf und kniete neben den Kranken hin: „Armer Junge! Armer Freund!" Seine Augen standen voll Thränen; er senkte den Kopf tief, tief auf die Hand Beatricens.

Diese Nacht wachte sie im Hospital. Die Kranken aus dem Volke begehrten nur sie, wo Schwester Beatrice erschien, da lebte die Hoffnung auf! Der Direktor, welcher schon früher für sie gesprochen, drückte ihr die Hand: „Sie sind unsere kräftigste Stütze, Schwester, unsere erfolgreichste Arbeiterin, auch außerhalb des weißen Kreuzes."

Beatrice lächelte zufrieden, ein Strahl der Freude leuchtete auf in ihren schönen, blauen Augen — ob er bis in ihre Seele drang? Wer weiß es?

Eine Stunde nach Mitternacht kehrte der Marchese Manfredo von seiner Nachtarbeit im Reclusorio (dem Arbeitshause) zurück. In dem Saal, wo er seinen Freund suchte, stand er plötzlich vor Beatrice. Er sah bleich aus und aufs äußerste erschöpft.

„Sie sollten sich eine Stunde Ruhe gönnen, Bruder!" sagte Beatrice, betroffen von dem heißen Blick seiner hohlen, düsteren Augen.

„Wann thun Sie es, Schwester?"

„Wenn der Tod mir Zeit lassen wird."

Den nächsten Morgen war das junge Weib aus Santa Lucia genesen, aber der junge Florida gestorben.

„Im Dienste der Menschheit!" sagte Beatrice, als der Marchese Manfredo sich schluchzend abwandte von der Leiche seines Freundes.

Es kamen noch ein paar schlimme Tage für Neapel. In den Straßen brütete eine dicke, erstickende Hitze; man hörte nichts als das Rollen der Leichenkarren und den Schritt der Krankenträger auf dem Pflaster. In der Luft lag ein tödlicher Druck, ein unsichtbares Grausen, dem schließlich die Tapfersten unterlagen.

Es begann zu dämmern, als Beatrice, auf ihrem Wege über die verödete Piazza Ferdinando, einen Menschen sitzen sah unter den Arkaden, der wahrscheinlich auf der Straße von dem Würgeengel überfallen worden war. Der Mann schaute auf; ein bekanntes, bleiches Antlitz mit eingesunkenen, brennenden Augen starrte sie an, daß sie erbebte.

„Marchese!"

„Ja — Beatrice! Die Reihe ist an mir. Ich will sterben — im Dienste der Menschheit — unter deinen gesegneten Händen."

Sie faßte seine eiskalte Rechte: „Nein, Sie nicht — Sie nicht!" murmelte sie.

Ihn schüttelte das Fieber; aber seine bläulichen Lippen lächelten: „O du Heilige!"

Sie wurde glühend rot; das Arzeneifläschchen in ihrer Hand zitterte heftig: „Nein — Bruder! Ich bin — eine Büßerin."

Er aber lächelte immerfort; er empfand jede Berührung von ihr wie eine Liebkosung, vor der alle Todesgedanken schwanden. Mit dem letzten Rest seiner Kraft richtete er sich empor: „Hilf mir, Beatrice! Ich will leben — für dich — mit dir — als mein geliebtes Weib! O — o! Beatrice — Leben und Sterben sind gleich süß — in deinen Armen."

Er hatte wohl im Delirium gesprochen! Mit einem ächzenden Laut sank er zurück, und die Brüder der Misericordia, die von Chiaja vorbeigingen, mußten den Ohnmächtigen in das Magdalenen-Hospital tragen.

Doch der Tod, zuguterletzt großmütig, verzichtete auf dieses zweite edle Opfer. Der Marchese kam wieder zur Besinnung; das Fieber ließ nach, und ein wohlthuender Schlaf wurde zum Vorläufer seiner Genesung.

Als die Schatten der Nacht sich über Neapel lichteten, neigte ein schönes, trauriges Antlitz sich zum letztenmal über den Schlummernden; zwei Lippen in stummem Gebet berührten sein dunkles Haar — eine Thräne fiel ungesehen: „Addio!"

„Beatrice!" seufzte der Kranke im Traum.

Der Morgen erhob seine lichten Schwingen. Die Sonne trat über den Horizont, groß, majestätisch, in himmlischer Schöne. Da erschien eine verhüllte Frauengestalt in dem offenen Thürbogen des Hospitals.

„Schon so früh munter, Schwester Beatrice?" fragte der Thürhüter verschlafen an seinem Schalter.

„Ja — im Dienste der Menschheit!"

Der Himmel öffnete sein großes, blaues Auge über Neapel; das Meer regte sich, eine frische Brise kräuselte seine Wellen, die mehr und mehr anschwollen, freudig, voll neuen Lebens, als wollte es seinem „Napoli" verkünden, daß diese Nacht der Würgeengel abgezogen war — mit ihm zugleich Schwester Beatrice, wer weiß wohin? Sie ist nie mehr in Neapel gesehen worden.

Der Marchese Manfredo? Er ist jetzt Deputierter im römischen Parlament, ein verheirateter Mann und Familienvater. Jedes Jahr, am Tage aller Heiligen, läßt er eine Messe lesen für Schwester Beatrice.

Aphorismen.

Nachdruck verboten.

Wenn man glücklich ist, empfindet man's zuerst in den Augen. Das Sehen wird zur Lust; denn alles zeigt sich in einem schöneren und liebenswürdigeren Lichte, förmlich verklärt. Man macht dann auch ganz merkwürdige Entdeckungen: Dinge, an denen man bisher gar nichts Besonderes gefunden, die man ohne jedes Interesse betrachtet hat, entfalten plötzlich fesselnde Eigentümlichkeiten; man kommt sich vor, als habe man bisher die Welt durch eine trübe Brille angeschaut und sehe sie nun zum erstenmale mit unbewaffnetem Auge.

* * *

Der Tag, den wir leben, kommt uns mit seinen Freuden und Leiden erst zum rechten Bewußtsein, wenn er vorüber ist, wenn ihm andere Platz gemacht haben. So ist es auch notwendig, in einer gewissen Entfernung von den Menschen zu stehen, um zu erkennen, was sie uns sind.

Jagd-Galopp.

Leonhardi.

Einleitung. Lebhaft.

Pianoforte.

f *p* *cresc.* *f* *p* *f* *p* *f* *p* *cresc.* *f* *p* *cresc.* *f* cantabile *dol.* Fine *cresc.* *f* d'al 𝄋 al Fine.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Stilles Glück.

Gemälde von E. Anders.

Stütze oder Wirtschaftsdame?

Von M. z. Megede.

Nachdruck verboten.

Ich kenne sie persönlich, die Tochter eines kleinen Beamten, die sich Jahr und Tag um die Stelle einer „Stütze" der Hausfrau bemühte, ohne finden zu können, was ihr paßte.

Wie viele Anzeigen hat sie wohl in die Zeitungen gerückt, auf wie viel Gesuche sich gemeldet! Und wie oft sah sie schwer klopfenden Herzens den Postboten an ihrem Hause vorbeigehen, während sie seufzend der Marken gedachte, die sie auf all die Briefe verklebt hat, die niemals eine Antwort erhielten!

Dennoch besitzt das Fräulein sämtliche Eigenschaften und Kenntnisse, die sie zu brauchen meint und die man in jenen Inseraten von ihr verlangte. Sie ist jung und arbeitsgewöhnt; sie versteht manches von Nadelarbeiten, wie von der Küche; sie spielt ein wenig Klavier und hat die vollkommene Bildung der ersten Klasse ihrer Töchterschule.

Aber merkwürdig, wo sie auch hinkam, um sich vorzustellen, überall hatte man etwas an ihr auszusetzen, überall verlangte man etwas von ihr, was sie zufälligerweise gerade nicht zu leisten vermochte. Daß hier und da schon ein Blick auf ihre Erscheinung genügte, um über ihr Schicksal zu entscheiden, versteht sich von selbst. Sie sieht zu gut aus, sie kleidet sich zu geschmackvoll, und das könnte gefährlich werden für die erwachsenen Söhne des Hauses!

Freilich, wenn sie häßlich und unchic wäre, würde das auch ein zwingender Grund sein, sie nicht zu engagieren. Legt man doch schon bei seinem Stubenmädchen kein geringes Gewicht auf das Aeußere und wird niemandem zumuten, tagüber ein unschönes Gesicht vor Augen zu haben, nicht sich selbst, noch seinem Gatten, noch den gelegentlichen Gästen seines Hauses.

Was aber die Leistungen anbetrifft, so kommt es gewöhnlich wie in folgendem.

„Sie verstehen Handarbeiten, Fräulein?"

„Häkeln, Stricken, Weißsticken, Nähen —"

„Ganz gut, aber ich mache viel Plattsticharbeit, Kerbschnitzerei u. s. w. Ich male auch ein wenig und wünsche jemanden, der mir dabei helfen kann!"

„Ich habe Wäschenähen gelernt!"

„Wäsche? Die Wäsche wird bei uns fertig gekauft. Aber Schneidern, das wäre mir sehr angenehm! Wenn ich meiner Hausschneiderin eine firme Hilfe geben könnte und wenn Sie imstande wären, die Kinderkleider selbständig anzufertigen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Sie zu engagieren."

„Kochen kann ich auch."

„Ja? Aber das ist bei uns nicht nötig. Das besorgt das Mädchen. Die Hauptsache wäre, daß Sie die Kinder beaufsichtigen und die Schularbeiten ein wenig nachsehen könnten. Mein Junge hat allerdings schon Latein und Mathematik, und deshalb ... Im übrigen schwärme ich sehr für selbstbereitete Konserven und eigen gebackene Torten, und da Ihnen ja viel Zeit bleibt, zumal wenn wir auf Reisen sind ..."

„Ich spiele Klavier — Französisch und Englisch habe ich auch in der Schule gehabt."

„Ganz schön! Meine Lieblingssprache ist freilich Italienisch. Bis dahin hatte ich allerdings eine Lehrerin, aber ich würde sie gern entlassen, wenn ich jemanden im Hause hätte, mit dem ich mein Italienisch weiter treiben könnte. Richtig, und die Musik! In meinem Gesuch war sie besonders betont. Ich verlange ziemlich viel, fertiges Primavista-Spiel vor allen Dingen, denn ich singe viel und begleite mich ungern selbst!"

So gingen die verschiedenen Fragen und Antworten in den verschiedenen Stadthäusern hin und her, und als sich das Fräulein zuletzt für einen Landhaushalt anbot, ging es ihm nicht besser. Man war höchlich erstaunt, daß es bekannte, nichts vom Garten, von der Hühnerzucht, Milchwirtschaft, Käsebereitung und Schweinemast zu verstehen und daß ihm vier Uhr als eine etwas frühe Stunde zum Aufstehen erschien.

Und wie in der Stadt bedauerte man auch hier, auf die Dienste des Fräuleins nicht reflektieren zu können.

Einmal aber hatte meine kleine Bekannte doch Glück: sie fand ihre Stelle. Welcher Triumph! Und man verlangte gar nicht viel von ihr. Morgens ein bißchen Staubwischen und Kaffeebereiten, dann ein bißchen Zeitung vorlesen und nach dem Essen sehen. Nachmittags Nähen oder Besorgungen machen und abends die Dame des Hauses ins Konzert oder ins Theater begleiten, wenn gerade kein anderer sich zu diesem Zwecke vorfand.

Denn sie hatte „Familienzugehörigkeit", meine junge Beamtentochter, jene Familienzugehörigkeit, die ihr vor allem anderen am Herzen lag und die ihre Stellung zu einer so standesgemäßen machen sollte.

Wie erstaunt bin ich nun, als ich eines Tages vernehme, das Fräulein sei etwa ein halbes Jahr später wieder in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt.

Als ich es zum erstenmal sehe, finde ich seine Wangen ein wenig bleich und seine Stimmung etwas herabgedrückt. Dennoch möchte es gern wieder eine Stelle annehmen — so viele erwachsene Töchter sind doch eine Last für die unbemittelten Eltern! Aber es müßte eine andere Art von Stelle sein.

„Eine andere Art von Stelle? Hat man Ihnen denn mehr aufgebürdet, als der anfänglichen Verabredung entsprach? Hat man Sie unfreundlich behandelt?"

„O nein, recht eigentlich keines von beiden! Aber es war doch ziemlich anstrengend dieses Hin- und Herhasten, dieses bald dies, bald jenes thun. Nein, wirklich, es ging nicht so leicht, morgens das Hausmädchen, mittags die Köchin, nachmittags die Jungfer und abends die Gesellschafterin zu spielen; mit Wangen, noch glühend vom Herdfeuer, das Herz voll Sorgen über Anrichten und Herumreichen, am Ende der Dinertafel zu sitzen, nachdem man im allgemeinen als ‚unser Fräulein' vorgestellt oder auch nicht vorgestellt worden war und von der Mehrzahl der Gäste so gut für Luft angesehen wurde wie Johann in seiner Livree oder Minna in ihrer weißen Latzschürze. O nein, es war nicht leicht, die zerrissenen Kleiderstöße der gnädigen Frau auszubessern, ihre Handschuhknöpfe anzunähen und ihre Haubenbänder aufzuplätten, gegen Mittag von der Arbeit aufzuspringen, sich in Toilette zu werfen und einen jener langen Spaziergänge zu unternehmen, die für den Müßigen eine solche Erholung, für den von hundert kleinen Tagesarbeiten Ermüdeten aber eine solche Strapaze sind."

Dennoch, wie gesagt, hält sich meine kleine Freundin verpflichtet, abermals nach einer Stellung als Stütze Umschau zu halten, und ich, die ich eine Menge Menschen kenne, ich entschließe mich, ihr dabei zu helfen. Zu meinen reichen, meinen vornehmen, meinen kindergesegneten, mit Haushaltungsgeschäften überbürdeten Freunden spreche ich von ihr, ihren Kenntnissen, ihren bescheidenen Ansprüchen.

Aber merkwürdig, man scheint überall ein Vorurteil gegen die Stützen zu haben. Was verstehen sie? Was wollen sie Ernstliches thun? Und dabei von vornherein die Last der Familienstellung! Nein, nein, keine Stütze!

„Ja, wenn es eine Wirtschafterin wäre, Ihr Fräulein!" meint zuletzt eine junge Frau der großen Welt. „Wissen Sie, daß ich seit Monaten eine Wirtschafterin für meine Mutter suche und nirgends finden kann, was sie haben möchte? Eine Person von wirklichen Kenntnissen im Hauswesen, eine, der man seinen Weinkellerschlüssel anvertrauen kann, die keine Provisionen von ihren Lieferanten nimmt und meine Mutter der immer neuen Sorgen wegen der Leistungen ihrer verschiedenen Köche und Kochfrauen überhebt. Wenn diese Person in der Gestalt einer ‚Dame' zu finden wäre, um so besser!"

Die Worte der jungen Frau klingen in meinen Ohren nach. In der That, so viele junge Mädchen der besseren Stände sind gezwungen, ihr Brot selbst zu verdienen, weshalb verdienen sie es eigentlich nicht als Wirtschafterinnen? Vielleicht, weil dies Wort noch einen kleinen Dienstbotenbeigeschmack hat? Vielleicht, weil es die gerühmte Familienzugehörigkeit ganz oder wenigstens fürs erste ausschließt?

Das eine würde sich sehr bald mit der Zahl der „gebildeten" Wirtschafterinnen verlieren, und was das zweite anbetrifft, so giebt es für die Frau eigentlich nur eine Familienstellung, und das ist die in der eigenen Familie. Alles andere ist für die Beteiligten weit öfter Enttäuschung, Demütigung, Fessel, als sie eingestehen wollen. Arbeiten und dann frei sein, es giebt ohne Zweifel viele, die das vorziehen würden, die sich am liebsten in der Ruhe ihres eigenen Zimmers erholen, ihren privaten Vergnügungen nachgehen und ihre besonderen Bekannten empfangen. Die gebildete und sympathische Dame aber wird in der ebenfalls gebildeten und sympathischen Familie ihren Anschluß finden, um so eher und williger, als er nicht von vornherein durch unbequeme Abmachungen verbrieft und versiegelt worden ist.

Daß zum Wirtschaften manches gehört, das gelernt und geübt sein will, ist selbstverständlich. Hauptbedingungen sind: Geschicklichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue. Kochen zumal ist eine Kunst, und die Feinschmecker behaupten, daß sie nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Geist geübt werden müsse.

In einer großen Stadt, wo Kochschulen und berühmte Helden des Schaumlöffels und der Reibkeule ihren Sitz haben, lassen sich die Vorkenntnisse einer Wirtschafterin leicht erwerben. Doch selbst in kleineren Städten sind meist Hotels, in denen gut gekocht wird, und Konditoreien, in denen schmackhafte Kuchen gebacken werden, vorhanden. Auch läßt sich außer durch die Praxis unendlich vieles aus Kochbüchern dazu lernen, unter denen Wilhelmine Scheiblers „Allgemeines deutsches Kochbuch" und ihre weniger bekannte „Feine Küche" immer noch einen allerersten Rang einnehmen.

Jedenfalls scheint mir sicher, daß sich eine große Anzahl von reichen und vornehmen Häusern sehr bald der „Wirtschaftsdame" öffnen würden, die imstande wäre, die Schmackhaftigkeit der Hausmannskost mit den Finessen und kunstvollen Arrangements eines chef de cuisine zu verbinden, der man mit demselben Vertrauen in ihre Redlichkeit, wie in ihre Umsicht und Sparsamkeit seinen Silber- und Wäscheschrank, das Beschaffen sämtlicher Vorräte, das Ausbilden der Dienerschaft, wie die Anordnung einer Festtafel überlassen könnte.

Möglich, sehr wahrscheinlich sogar, daß die „Wirtschaftsdame" niemals mit den wirklichen Grafen oder Finanzbaronen jener Kreise tanzen oder zu Tische sitzen würde, ganz sicher aber, daß ihr Gehalt mit ihren Leistungen und ihrer Unentbehrlichkeit zu einer sehr ansehnlichen Höhe steigen und daß ihr überall mit der Rücksicht und dem Wohlwollen begegnet werden würde, die selbst die höchsten Herrschaften zu allen Zeiten und an allen Orten für ihre anerkannten Wirtschafts- und Kochkünstler übrig gehabt haben.

Krankenkost.

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Die Auswahl dessen, was ein Kranker essen darf und soll, nebst der Bestimmung über die Menge der ihm zuträglichen Nahrung, die Art der Zubereitung und die Zeit ihrer Darreichung bildet ohnstreitig den wichtigsten Teil der Krankenpflege. Man versteht unter Diät vielfach eine Beschränkung im Essen und Trinken und meint, daß in einer solchen das wahre Wesen einer Krankenkost bestehe. Das ist in dieser Allgemeinheit eine falsche Ansicht. Hunger ist zwar der beste Koch, aber nicht immer der beste Doktor. Wenn auch eine knappe, karge Kost bei manchen Krankheiten, namentlich bei solchen, die mit Fieber oder großer Verdauungsschwäche einhergehen, wohl angebracht ist, so darf man durchaus nicht jede Krankheit durch Hungern kurieren wollen. Bei zarten Kindern, schwachen Greisen und bereits stark herabgekommenen Patienten würde eine solche Nahrungsentziehung geradezu mit Lebensgefahr verbunden sein. Für das Wochenbett hat man bessere Resultate erzielt, seitdem man die jungen Mütter nicht mehr, wie früher, auf Wassersuppendiät setzt, sondern ihnen eine nahrhaftere Kost reicht. Und bei manchen Krankheiten ist es des Arztes eifriges Bestreben, dem Patienten so viel an kräftigen Nahrungsmitteln beizubringen, als sein Magen nur irgend bewältigen kann.

Auch auf den Appetit des Kranken kann man sich nicht immer verlassen, denn nach beiden Seiten hin trügt manchmal diese „Stimme der Natur". Mancher Patient verweigert alle Nahrung, während die Erfahrung in seinem Falle gebietet, durch allerhand Kunstmittelchen ihm Speise beizubringen, und andrerseits muß man öfters das Verlangen des Kranken, zu essen, quantitativ oder qualitativ beschneiden. Lediglich ärztliches Wissen hat über das Kostmaß zu entscheiden. Bei Gehirn- und Fieberkranken kann das Nahrungsbedürfnis nicht zum Bewußtsein kommen. Bei anderen Schwerkranken ist die Abspannung so groß, daß sie deshalb nichts genießen wollen, manche Kranke haben allerhand perverse Gelüste, andere endlich entwickeln plötzlich einen derartigen Heißhunger, daß ein Gewährenlassen schnell zu einem Krankheitsrückfall führen würde.

Die Wissenschaft der Medizin stellt an die Diät für die Kranken die Forderung, daß sie der Verdauungsfähigkeit des Patienten angemessen sei und diejenigen Wirkungen im Körper hervorbringe, welche für den Krankheitszustand erwünscht sind. Um einen Ueberblick zu gewähren über das, was und wie viel Kranke ungefähr genießen dürfen, ist es zweckmäßig, die in Krankenhäusern üblichen „Diätformen" hier kurz vorzuführen.

In solchen großen Anstalten kann natürlich nicht für jeden Kranken einzeln gekocht werden, sondern es sind mehrere Kostfstufen eingerichtet, in welche der ordinierende Arzt seine Patienten täglich einrangiert. Um speziellen Wünschen und individuellen Bedürfnissen dabei gerecht werden zu können, sind neben diesen Kostfstufen noch „Extraverordnungen" möglich. Wir führen als Beispiel die fünf Diätformen des „Städtischen Krankenhauses zu München" an, welche als „Diät", Viertel-, Halbe-, Dreiviertel- und ganze Kost unterschieden werden. Die Kranken erhalten dort in diesen fünf Stufen mit täglicher Abwechselung in Suppen, Gemüsen und Mehlspeisen und in der Zubereitungsart des Fleisches) folgendes:

Zeit	Diät	¼ Kost	½ Kost	¾ Kost	Ganze Kost
morgens	⅛ Liter Kaffee mit 15 Gr. Zucker oder Fleischsuppe mit Schnittchen oder Schleimsuppe oder Milch, je ¼ Liter	¼ Liter Kaffee mit 15 Gr. Zucker und Semmel oder ¼ Liter Milch mit Semmel oder ¼ Liter Fleischsuppe	dito	dito	dito
mittags	¼ Liter leere Fleischsuppe oder mit Schnittchen oder leere Schleimsuppe oder Flaum-Eigelb-Panadelsuppe oder Milch, je ¼ Liter	eingekochte Suppe oder Obstspeise oder Milch, je ¼ Liter, mit Semmel	¼ Liter eingek. Suppe 100 Gr. Kalbfleisch, gedämpft, in Sauce, gebraten oder Mehlspeise oder Milchspeise mit Semmel	¼ Liter eingek. Suppe 100 Gramm Rindfleisch mit ¼ Liter Gemüse	¼ Liter eingek. Suppe 150 Gramm Rindfleisch und ¼ Liter Gemüse oder Mehlspeise oder Milchspeise mit Semmel
abends	¼ Liter leere Fleischbrühe oder mit Schnittchen oder Flaum-Eigelb-Panadelsuppe oder Milch, je ¼ Liter	¼ Liter Fleischsuppe oder Milchsuppe mit Semmel	¼ Liter eingek. Suppe oder mit 70 Gr. Kalbsbraten, ¼ Liter Kalbfleischsauce Milchspeise mit Semmel	dito	¼ Liter eingek. Suppe oder mit 100 Gr. Kalbsbraten 100 Gr. eingemachtes oder gedünstetes Kalbfleisch Milchspeise mit Semmel.

Als Extrakost wird zu dieser schematischen Kost noch gegeben: Schinken, Butter, Käse, Eier, Weißbrot in größeren Mengen, Milch, Kaffee, Thee, Bier und Wein.

Einem häufigen praktischen Bedürfnisse Rechnung tragend, dürfte es sich empfehlen, wenn wir uns der Diät einer speziellen Reihe von Kranken zuwenden, nämlich den Fieberkranken. Leider ist fast in jeder Familie ein solcher Kranke ab und zu zu pflegen, und dann oft die Ratlosigkeit darüber groß, was man solchem Patienten zu essen und zu trinken geben dürfe. Hat man an der Hitze der Haut, den geröteten Wangen und dem fliegenden Atem, oder noch besser durch die Wärmemessung mittelst eines Krankenthermometers das Vorhandensein von Fieber erkannt (über 38° C.), so reiche man solchem Kranken — bis der Doktor kommt und seine Verordnungen trifft — morgens nur Milch, etwa mit einem Zwieback, mittags und abends aber eine einfache Wasser- oder Schleimsuppe. Als Getränk dient am besten abgekochtes Wasser, nach Wunsch mit etwas Zucker oder Fruchtsaft, oder auch gutes Selterswasser. Ist keine Diarrhöe vorhanden, so sind statt jener Suppen auch die erquickenden Obstsuppen zweckmäßig und werden meist gern genommen (aus Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Himbeeren 2c.). Das genügt fürs erste. Läßt das Fieber nach und reinigt sich die Zunge, so setzt man jenen schleimigen Suppen Milch zu. Morgens (und auch zur Vesperzeit) kann man Milchkaffee statt reiner Milch geben (auch Thee mit Milch). Etwas später auch entölten Kakao mit Milch und einem darin verührten Ei. Mittags darf jetzt Bouillon gereicht werden, aber noch ohne Gewürz und Suppengrün. Ebenso sind Wein- oder Biersuppen gestattet. Verlangt der Magen mehr, so sind die Fleischhäckselsuppen am Platze (Fleischbrühe mit fein geschnittenem oder gewiegtem Fleisch, von Kalbsmilch, jungen Tauben oder Hühnern). Macht die Besserung weitere Fortschritte, so geht man zu gedünstetem oder gebratenem Fleische über (Kalbfleisch, junges Geflügel, Fleisch junger Rehe und Hirsche). Auch magere Fische sind nun eine geeignete Kost (z. B. Hecht, Seezunge, Barsch, Karpfen), aber nur in gesottenem Zustande, nicht gebraten oder gar mit Fett gebacken. Unter den Gemüsen sind leicht verdaulich und können daher bei nachlassendem Fieber zum Fleisch gereicht werden: Blumenkohl, Spinat, Spargel. Statt dessen auch gekochtes oder eingemachtes Obst, auch Kartoffel- oder Reisbrei. Zum Abend eignen sich, wenn Suppe nicht mehr behagt, ein paar weiche Eier, oder etwas roher oder gekochter Schinken. Fette Speisen (fette Fleischsorten, fette Saucen, braune Butter, Schmalz, fettes Backwerk) müssen ganz gemieden werden, während gute frische Butter, auf Semmel gestrichen, dem Rekonvalescenten gegeben werden darf. Ebenso sind zu meiden scharfe Gewürze und Salate (während ein geringer Essigzusatz zum Fleisch dessen Verdaulichkeit erhöht).

Zum Schluß noch einige Speiseregeln für Kranke. Oeftere kleinere Mahlzeiten sind zweckmäßiger als wenige große. Das erste Frühstück reiche man, sobald der Kranke erwacht, denn nach der längeren Nachtpause verlangt sein Magen Arbeit. Die letzte Mahlzeit des Abends gebe man nicht zu spät, um durch vollen Magen die Nachtruhe nicht zu stören.

In der Privatpflege nimmt man auf des Patienten Wünsche und Liebhabereien gern Rücksicht, bringt ihm, was er gern ißt, ohne viel danach vorher zu fragen, noch ihn die Speisen riechen zu lassen. Man bringt durch leichte Variationen möglichste Abwechselung in den sonst zu einförmigen Krankenküchenzettel und sucht durch leichte Gewürze (namentlich Kochsalz) die Schmackhaftigkeit der Gerichte zu mehren. Vor allem aber störe man den Kranken beim Essen nicht und lasse ihn mit Muße speisen, denn — Essen ist des Kranken wichtigstes Geschäft!

Winterhüte.

(Hierzu die Abbild. Seite 369.)

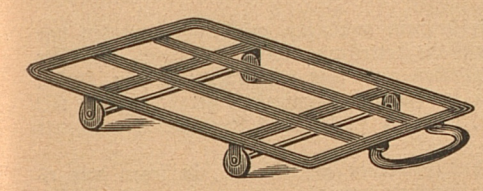
Unter den vielen Neuheiten, die der Wechsel der Saison diesmal mit sich bringt, finden wir die verschiedenartigsten, allen Geschmacksrichtungen entsprechenden Formen, ohne doch jetzt schon eine als besonders begünstigt von der Mode hervorheben zu können. Das kann sich naturgemäß erst herausstellen, wenn die Saison ihren Höhepunkt erreicht und jede Dame, ihrem Geschmack folgend, das für sie Passende und Kleidsame gewählt hat. Namentlich bei der Wahl von Hüten wird der eigene Geschmack der Trägerin stets ausschlaggebender bleiben als die Vorschrift der neuesten Mode, die gerade hier nicht blind befolgt, sondern in Harmonie mit der Gesamterscheinung gebracht werden muß. Die Auswahl an neuen Winterhüten ist heuer auch überreich. Unter den für junge Mädchen geeigneten Formen finden wir neben dem großen runden Hut aus weichem Velpel auch den aus Filz mit flacher, tellerartiger Form und spitzem Kopf, ferner Barette, Amazonenhüte und andere mehr. Junge Frauen wählen noch immer gern die kleine, ältere Damen die größere Capote. Wir sehen zum Beispiel auf unserem Titelblatt unter Fig. 1 einen für Damen mittleren Alters bestimmten sehr hübschen Capotehut. Er ist aus schwarzem Sammet, Jett und hellblauen Federn zusammengestellt. Die vorn 9, hinten 3 Cent. breite Krempe ist auf der Außen- und Innenseite glatt mit Sammet bekleidet und durch einen Kopfteil aus Jett ergänzt, dessen Rand der Krempe aufliegt. Die Garnitur des Hutes bilden vorn auf letzterer ein fächerartig gefalteter Teil aus Sammet, sowie eine Schleife aus 3 Cent. breitem Repsband und ein Tuff aus vier Straußfedernspitzen. Bindebänder von schwarzem Repsband vervollständigen die Capote. — Fig. 2 zeigt einen hübschen Theater- oder Besuchshut aus blaugrauem Sammet. Das Petinettegestell desselben ist auf dem Kopfteil glatt, auf dem Rande derartig faltig mit erwähntem Stoff bekleidet, daß dieser vorn in der Mitte eine hochstehende Puffe bildet, hinter welcher eine Schleife von 6½ Cent. breitem, blaugrauem Atlasband, sowie ein Jettbüschel befestigt sind. Eine kleine Jett-Agraffe deckt hinten den Ansatz der Bindebänder. — Der runde Hut (Fig. 3) hat einen 4½ Cent. hohen Kopf aus weißem Filz und eine vorn 15, hinten 5 Cent. breite Krempe aus weißem Velpel, die innen mit einer, mit farbiger Seide gestickten Applikationsbordüre versehen ist. Die Garnitur des Hutes besteht aus einer großen weißen Straußenfeder, sowie aus Bandeaux und Schleifen von hellolivegrünem Sammet, durch deren Knoten vorn eine Schmucknadel gesteckt ist. Hinten ziert den Hut außerdem ein grüner Phantasievogel. — Fig. 4 verbildlicht einen sehr kleidsamen runden Hut aus hellgrauem Filz, dessen Krempe auf der Innenseite über Drahteinlage mit einem Sammetröllchen versehen ist. Die aus hell- und dunkelgrauem Sammet bestehende Garnitur bilden zwei flügelartige, in der Mitte dicht gefaltete Teile, die am Kopfteil befestigt sind, unter welchem zwei der Krempe aufliegende, an der einen Querseite abgeschrägte, gefaltete Sammetteile angebracht wurden. Außerdem zieren den Hut, wie ersichtlich, an den Seiten Büschel gelber Federhalme. — Der runde Hut (Fig. 5) aus rehbraunem Filz ist am Außenrande der vorn breiten, hinten schmalen Krempe mit gleichfarbigem Seidendraht begrenzt und auf derselben durch ein großes, schleifenartiges Arrangement von grünem Sammet garniert, dessen Knoten mit Stahlagraffen verziert ist. Hinten sind ein Tuff rehbrauner, abschattierter Straußfedernspitzen und eine Sammetschleife angebracht.

* * *

Bezugquelle der Modellhüte: Berlin, H. Manasse, Friedrichstraße 79a: Fig. 4; H. Dewitz, Seydelstraße 6: Fig. 1—3 und 5.

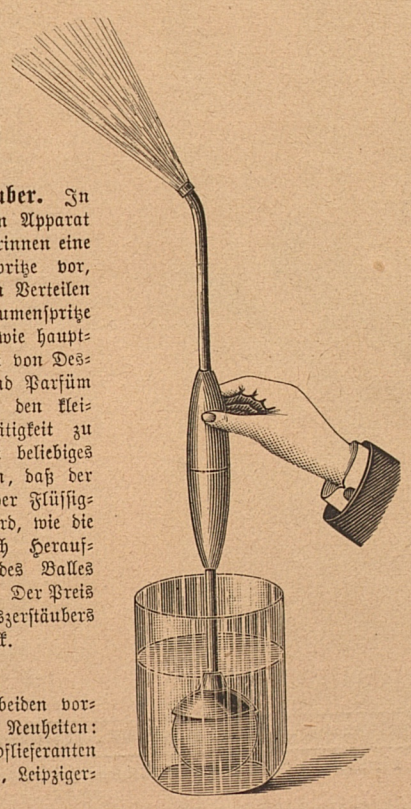
Wirtschaftsplaudereien.

Bratofenrost auf Rädern. Die nützliche kleine Erfindung dient zum Heraufsetzen von Bratpfannen, Kuchenformen, Tortenplatten und dergl. und verhindert das Anbrennen ihres Inhaltes. Auch wird dadurch das Nachsehen und Begießen des Bratens ungemein erleichtert, da sich auch die größte Pfanne mit dem neuen Rost spielend aus der Bratröhre hervorrollen und ohne die geringste Mühe mit demselben auf den Rädern kippen läßt.



Der neue Bratofenrost wird in zwei Größen gefertigt und ist für jede vorhandene Bratpfanne oder Kuchenform zu benutzen, die kleinere Nummer ist 37 cm lang und 21 cm breit, die größere 45 cm lang und 29 cm breit. Preis: 2,50 Mk., bezw. 3,25 Mk.

Flüssigkeitszerstäuber. In nebenstehend abgebildetem Apparat führen wir unseren Leserinnen eine nützliche kleine Handspritze vor, welche sich sowohl zum Verteilen von Wasser, als Blumenspritze oder Gardinenfeuchter, wie hauptsächlich zum Zerstäuben von Desinfektionsflüssigkeiten und Parfüm vorzüglich eignet. Um den kleinen Apparat in Thätigkeit zu setzen, genügt es, ein beliebiges Gefäß so weit zu füllen, daß der Ball vollständig von der Flüssigkeit bedeckt ist, dann wird, wie die Abbildung zeigt, durch Herauf- und Hinunterdrücken des Balles die Flüssigkeit zerstäubt. Der Preis des neuen Flüssigkeitszerstäubers ist 0,75 Mk. das Stück.



* * *

Bezugquelle der beiden vorstehend beschriebenen Neuheiten: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Allerlei fürs Haus.

Die Gefahren der Leihbibliotheken bei Epidemien. Ueber die Gefahren der Leihbibliotheken bei Epidemien wie im allgemeinen ist schon sehr viel vergebens geschrieben worden. Es geht damit, wie bei so manchen alten Uebeln, sind sie erst einmal eingewurzelt, so beachtet man sie kaum. Das viel gelesene, einer Bibliothek entlehnte Buch eines Freytag, Spielhagen, Heyse bedarf freilich keiner Warnung mehr, denn es beleidigt schon unseren Reinlichkeitssinn durch sein unsauberes Aeußere, und doch scheut sich manche Hand, die sonst so empfindlich ist, nicht, mit dem genäßten Finger das klebrige Blatt umzuwenden, um den Finger gleich darauf bei dem Umlegen der nächsten Seite gedankenlos zum Munde zu führen. Wer hat das Buch vor mir gehabt? Wir wollen das Bild nicht ausführen, sondern nur daran erinnern, daß die meisten schlaflosen Nächte sicherlich von den Kranken verbracht werden. — Einen höchst wichtigen Beitrag zur Frage der Möglichkeit der Uebertragung von Krankheiten gab auf dem letzten Chirurgenkongreß zu Berlin Professor Brunner aus Zürich. Er hat die Beobachtung gemacht, daß der Schweiß eine große Anzahl von Bazillen aus dem Körper des Kranken zu Tage fördert, und dadurch eine wertvolle Aufklärung über manche bisher noch nicht genügend aufgehellte Thatsachen gegeben, zu denen auch die Ansteckungsgefahr der Leihbibliotheken gehört. Solange es Leihbibliotheken giebt, wird man deren Gefahren nicht entgegentreten können, denn eine gründliche Desinfektion läßt sich nicht leicht durchführen. Die Abhilfe liegt einzig an der Beschaffung einer billigeren Lektüre durch den Buchhandel.

Die Milch und ihre Gefahren, mit besonderer Berücksichtigung der Kindermilch. Von Dr. Edgar Holzapfel. Verlag von L. Schaefers Buchhandlung (M. Liebscher). Magdeburg 1890. — In Anbetracht des Umstandes, daß die Milch, wie kaum ein anderes Nahrungsmittel, ein guter Nährboden für die verschiedenartigsten kleinen Lebewesen (Mikroorganismen) ist und daß sie noch vielfach zu leichtsinnig behandelt und verabfolgt wird, muß eine kurze gemeinverständliche Belehrung über die Fehler, schädigenden Abänderungen und Verfälschungen der käuflichen Milch, wie sie der Verfasser in der vorliegenden Broschüre giebt, jedermann, besonders aber allen Müttern, willkommen sein. Den gesundheitlichen Nachteilen begegnet man am besten dadurch, daß man nicht sterilisierte Milch kauft, sondern die Sterilisation, d. h die Unschädlichmachung der in ihr enthaltenen Organismen, selbst in dem von Sorhlet empfohlenen Haussterilisierungsapparate vornimmt. Den Verfälschern könnte nur ihr Handwerk gelegt werden, wenn regelmäßig die Befunde der bei allen Händlern vorgenommenen Milchuntersuchungen dem Publikum zugänglich gemacht würden.

Rätsel.

1 ist das Größte und das Kleinste,
Von allen Dingen das allgemeinste!
Mehrfach am Hauptwort sieht man 1 erscheinen.
Der Kluge aber rechnet stets vom einen
Zum andern 1 behutsam, und er sieht,
Daß nimmer sich die 1 an ihm vollzieht.

Es schützt dich 2 auf deinen Wegen
Vor Wetters Unbill, Glut und Regen;
Und, ein Triumph des Menschen, steigt
Das Ganze nieder, still und leicht. J. D.

Anagramm-Aufgabe.

Aus je zwei gegebenen Wörtern ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden.

So entsteht z. B. Insterburg aus Grube und Stirn. In derselben Weise ergeben: Bor, Tira eine Stadt in Schlesien; Turnen, Ewald einen Schweizer Kanton; Lima, Borte eine Stadt der nordamerikanischen Union; Neid, Rain einen Volksstamm in einem fernen Erdteil; Pau, Lina eine Stadt in Griechenland; Para, Ernst die Bewohner einer griechischen Stadt; Phiole, Ente eine Erfindung der neuesten Zeit; Ente, Nadel einen Baum; Horn, Ilse eine Stadt in der preußischen Provinz Westfalen; Degen, Rubin eine Stadt in Ostpreußen.

Sind die richtigen 10 Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines hervorragenden Komponisten unserer Zeit.

Arithmogriph.

3	10	16	4	1
10	2	12	4	6
8	4	15	3	2
7	14	13	3	6
7	15	13	5	3

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die fünf wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — ergeben: 1. eine verwandtschaftliche Bezeichnung, 2. einen deutschen Novellisten und Lyriker unseres Jahrhunderts, 3. eine Stadt in den russischen Ostseeprovinzen, 4. einen berühmten deutschen Komponisten, 5. eine kleine, aber sehr bekannte Insel des Mittelländischen Meeres.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, so nennen die acht Buchstaben an den durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen eine Königin unseres Jahrhunderts. K. B.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 144, Seite 355.

Den freien Mann, der im Gemüte,
Fehlt ihm auch Helm und Wappenzier,
Den Stempel trägt erlauchter Güte,
Benennt mein Wort, mein erstes, dir.

Mein zweites leuchtet farblos helle,
Wo Busch und Baum in Blüten stehn.
Doch ist es aller Farben Quelle,
Der Abgrund, d'rin sie untergehn.

Mein Ganzes winkt von steiler Firne
In makellosem Samtgewand
Und prangt im Kranz der Alpendirne
Als unerschrockner Liebe Pfand.

Emanuel Geibel.

Auflösung des Rätsels: Edelweiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 320 Seite 355.

Weiß.	Schwarz.
1. T e 7 — e 6.	T h 4 — b 4 † oder n. h 5 oder n. a 4.
2. K b 3 n. b 4 (n. a 4) matt.	

A.

1.	T h 4 — d 4, g 4, f 4.
2. D b 6 — c 6, T f 2 — f 5, S d 1 — e 3 matt.	

Andere Spielarten leicht.

Beschreibung des farbigen Modenbildes „Oktober".

Fig. 1 zeigt eine Diner- oder Gesellschaftstoilette, die teils aus veilchenfarbenem Sammet, teils aus gleichfarbigem Seidenreps gefertigt und mit goldener Passementeriebordüre garniert ist. Die in Prinzeßform geschnittenen Seiten- und Rückenteile, sowie der vordere Rockteil bestehen aus Sammet, die Vorderteile aus Reps; letztere mit spitzem Ausschnitt sind schräg übereinandertretend faltig arrangiert und gürtelartig durch eine Passementeriebordüre begrenzt, die sich, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, auf den Rückenteilen bis zur Achsel fortsetzt. Den unteren Rand des Kleides garnieren eine schmale Sammetrüsche und Passementeriebordüre. Das Kleid ist mit sehr bauschigen Sammetärmeln verbunden, die mit einer Frisur aus plissierter Seidengaze abschließen. Gleiche, sowie gelbe Seidengaze umgiebt, vorn und hinten unter einer Rosette endend, den Ausschnitt des Kleides.

Fig. 2 verbildlicht ein aus mattgrünem Damast und gleichfarbigem Seidenkrepp gefertigtes Ball- oder Gesellschaftskleid, das in origineller Weise durch bauschige Aermel aus dottergelbem Sammet vervollständigt wird. Es besteht aus einer kurzen, im Empire-Geschmack gearbeiteten Taille aus Seidenstoff, die blusenartig durch plissierten Krepp gedeckt, hinten mit Haken und Oesen geschlossen und am unteren Rande durch den mit Schleppe geschnittenen Rock aus Damast begrenzt wird, welchem vorn ein plissierter Kreppteil aufliegt; den Ansatz des Rockes deckt ein breiter, faltiger, hinten zu schließender Gürtel aus Damast. Die bereits erwähnten Sammetärmel, in zwei Puffen arrangiert, schließen mit einem Damastbündchen ab und sind oben mit Goldspitze garniert, welche den schmalen Achselspangen gegengesetzt ist. Den Rock ziert außerdem, wie ersichtlich, eine Stoffschleife.

In Fig. 3 bringen wir ein — für die Promenade durch ein kurzes, anschließendes Jäckchen vervollständigtes — Kleid für junge Damen. Der fußfreie Rock besteht aus bunt karriertem Wollenstoff, die Bluse (siehe nebenstehende Ansicht) aus farbigem, zum Rock passendem satin merveilleux, welcher plissiert auf festen Futterteilen gearbeitet wird. Der Rock schließt, wie ersichtlich, mit einem angeschnittenen, sich zuspitzenden Gurtteil ab. Das mit Seidenfutter versehene Jäckchen aus Tuch ist vorn reversartig umgelegt, mit einem sich daselbst anschließenden Kragen verbunden und vorn übereinandertretend mit Knopflöchern und zwei Reihen großer goldener Knöpfe verziert.

Das in Prinzeßform gefertigte Kleid (Fig. 4) aus gemustertem Wollenstoff ist am vorderen Rande der Futterteile mit Haken und Oesen geschlossen, während die mit einem schmalen Sammetlatz verbundenen und mit einem Goldbörtchen verzierten Oberstoffteile an der linken Seitennaht übergehakt werden. Den Ansatz deckt ein kurzes, mit Seidenfutter versehenes Jäckchen, das, vorn mit Sammet unterlegt und durch Draht gesteift, reversartig umgebogen ist. Ein breiter, hinten zu schließender Gürtel aus Sammet vervollständigt das Kleid.

* * *

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp., Werderstraße: Fig. 1, 3 und 4.

Korrespondenz.

Verschiedenes. Frl. **A. B.** in **Brünn.** Das Wort findet sich in dem bekannten Buche „Gullivers Reisen" von Jonathan Swift.

G. N. in **Ancona** (Italien). Der „Luisenorden" — kleines, goldenes Kreuz, schwarz emailliert, Mittelschild himmelblau, darauf ein von Sternen umgebenes L — ist am 3. August 1814 (mit 6 Klassen oder Abstufungen), das „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen" am 22. Mai 1871 (mit 1 Klasse) gestiftet worden.

Abonnentin in **Rustschuk** (Bulgarien). H. K. wohnt in Altenburg.

Hermine v. N. in **Thorn.** „Schloß Niederlößnitz" bei Dresden ist eine Kur- und Naturheilanstalt; ersuchen Sie gefl. um Zusendung eines Prospektes.

Fr. B. in **Budapest.** Als vortreffliches Nähmaschinenöl können wir Ihnen dünnflüssiges, gelbes Vaselinöl empfehlen; dasselbe hat zugleich den Vorzug, dauernd haltbar und ziemlich billig zu sein. Daß eine Nähmaschine öfter „streikt", liegt häufig auch an der Nadel.

P. N. in **Berlin.** Die blaue Stempelfarbe für Fleisch ist meist ein mit Gallussäure versetzter Blauholzauszug und absolut unschädlich. Sie brauchen sie also gar nicht zu entfernen.

Zeichnerin. Zum Befestigen der Bleistift-, Kreide- und Kohlezeichnungen dient entweder Fixativ (eine dünne, schwach grünlich gefärbte, spirituöse Mastixlösung), oder Pergamentflüssigkeit (Guttaperchalösung).

Lehrerin in **Hildesheim.** Gut und billig logieren Sie in Wien im „Deutschen Erzieherinnen-Heim" (Wien I, Klostergasse 3), das stellenlosen deutschen Erzieherinnen, gleichviel welcher Konfession, Wohnung und Verpflegung für täglich 1 Gulden und außerdem kostenfreie Stellenvermittelung bietet.

Abonnements

auf den „Bazar" werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

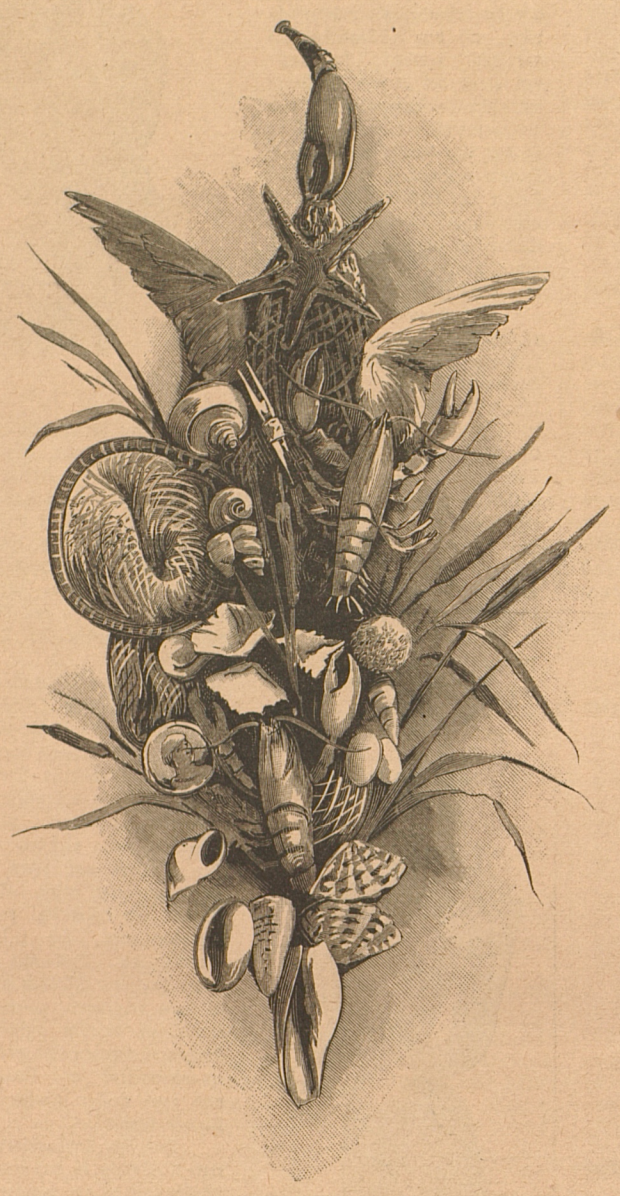
2½ Mark oder 1½ Gulden pro Quartal

angenommen. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert. Administration des „Bazar".

Zur Dekoration unserer Wohnräume.

Nachdruck verboten.

Wir sind mit unseren Wohnräumen heute eigentlich recht gut daran, denn Frau Mode, die doch sonst überall eine bestimmte Stilrichtung vorschreibt, gestattet uns bezüglich der Wohnungseinrichtung wirklich unserer Laune die Zügel schießen zu lassen; wir können aus allen Stil- und Spielarten der verschiedenen Jahrhunderte unsere Möbel wählen und zusammenstellen und dürfen versichert sein, daß die heutige Mode keine Einsprache dagegen erheben wird.



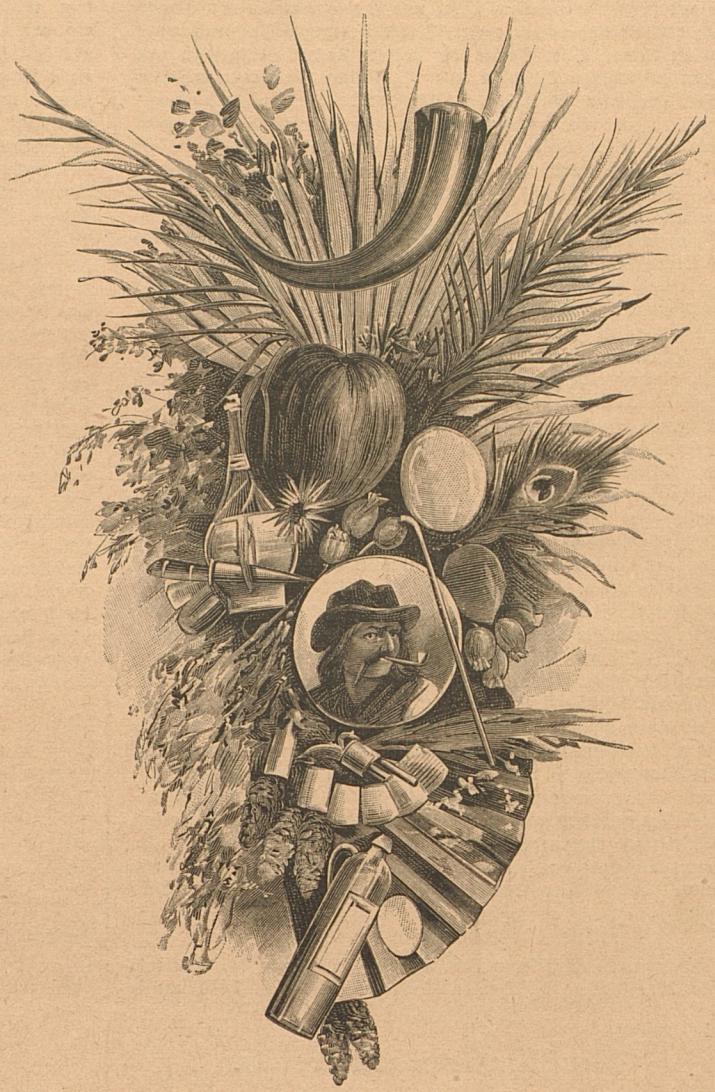
Stilleben (Wasserbewohner etc.).

Mit dem Arrangement und der Art unserer Möbel ist es aber allein nicht gethan. Die Wände müssen auch berücksichtigt werden, denn das Bild dekoriert nur zum Teil und ist außerdem ein sehr kostbarer Schmuck, wenn es schön — ein sehr zweifelhafter Schmuck dagegen, wenn es schlecht ist. Aber selbst stark mit Bildern behängte Wandflächen vertragen nicht nur eine Unterbrechung, sondern sie verlangen sie sogar. Hier scheint es uns angebracht, einige Winke zu geben, die an der Hand der vorhandenen Skizzen eine schnelle Erläuterung finden mögen. Als Material verwenden wir: Palmenblätter, alle Arten getrockneter Gräser und Getreidearten, Schilfblumen, Teichkolben (Tycha), Maiskolben (rot und gelb), Mohnköpfe, Kokosnüsse; Strauß-, Schwan-, Gans-, Enten- und Hühnereier; Pfauenfedern, sowie Flügel von Tauben, Hühnern oder anderen Vögeln; Felle, Fächer und Waffen; Muscheln, Austerschalen, Krebse, Hummer oder Hummerscheren, auch Flaschen und Gefäße, ja sogar Tannen- und Kiefernzapfen. Wie man sieht, läßt sich alles gebrauchen.

Den Hauptwert hat ein so aufgestecktes Stillleben, wenn wir selbst das Material sammeln. Das Seebad liefert uns manche brauchbare Muschel, die Freundin auf dem Lande hilft uns, mit Flügeln, möglicherweise mit den Flügeln eines Raubvogels, unser Heim zu schmücken; die eigene Wirtschaft liefert Eierschalen, Hummerbüchsen und Flaschen. Die Konservebüchsen lassen sich leicht auf der Rückseite passend bemalen. Einer Wasserpartie verdanken wir die erwünschten Schilfblätter u. s. w..

Besonders dekorativ wirkt der Hummer, den wir lebend kaufen. Der Preis variiert zwischen 2 und 3 Mk. per Pfund. Ein Exemplar von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Pfund ist schon genügend groß. Nachdem der Hummer ca. 20 Minuten gekocht wurde, lassen wir ihn auskühlen und brechen die Scheren am Ansatze des Körpers aus. Die sparsame Hausfrau wird zwar das Fleisch der Schere ungern missen wollen, da wird dann die Unterseite der Scheren geöffnet und von hier aus das Fleisch entfernt; wer aber das Fleisch opfert, kann die Schere ganz erhalten. Wir kochen sie eine Stunde hintereinander in scharfem Salzwasser, und durch die andauernde Hitze löst sich das Hummerfleisch vollständig auf. Zum Schluß brechen wir den Schwanz aus, schneiden mit einem scharfen spitzen Messer die dünne Hornhaut an beiden Längsseiten unterhalb desselben auf und heben mit einem breiten Messer das Fleisch aus. Das Rückenstück des Hummers nehmen wir derart in die linke Hand, daß die acht Beine oben befindlich sind, fassen diese mit der rechten Hand, lockern die Schale ein wenig und heben dann den ganzen übrigen Teil heraus. Es ist hier aus der Mittelschale sowohl wie aus dem Schwanz etwa anhaftendes Fett und Haut zu entfernen. Die acht Beine sind zusammenhängend von dem Körper glatt abzuschneiden. Nach zwölf Stunden sind die Schalen so weit getrocknet, daß sie zusammengestellt werden können. Wir biegen einen 2 mm starken Draht in der Länge des Hummers und nehmen eine etwa 10 cm lange Bindfadenöse. Die Mittelschale legen wir mit dem Schwanz zusammen in die früher zusammengehörige Stellung auf den Rücken, legen rechts und links seitlich Holzstücke oder dergleichen, damit ein Bewegen verhindert wird, thun alsdann den Draht in den hohlen Körper, die Oese zur Hälfte in die Höhlung und mit der anderen Hälfte nach dem Kopf heraus. Zu einem viertel Liter Wasser schütten wir so viel Gips, wie das Wasser bequem aufnehmen will, rühren dann tüchtig um, damit die Masse gleichmäßig wird, aber noch gut fließt, und gießen nun den Körper damit aus. Zuletzt setzen wir die Beine und die Scheren ein, stützen die letzteren etwas, damit sie die entsprechende Lage haben, und lassen dann den Gips hart werden.

Nach 20—30 Minuten muß der Ausguß so erstarrt sein, daß man den Hummer schon an der Oese aufhängen kann. Nach acht bis zehn Tagen überziehen wir die Schalen mit einem klaren Spirituslack. Der Hummer wird dadurch matt glänzend, die Farbe leuchtender und haltbarer.



Stilleben (Pflanzen etc.).

Um Muscheln bequem anhängen zu können, tropfen wir etwas Siegellack auf die betreffende Stelle und legen auch hier eine Oese von Bindfaden ein. Die getrockneten Aehren, Hafer, Gräser ꝛc. werden in dünnes Leimwasser getaucht oder mit Fixativ besprengt, um ein zu schnelles Ausfallen der Körner zu verhüten.

Wollen wir das Stillleben arrangieren, so legen wir es uns zuerst auf dem Fußboden zurecht, schlagen dann Drahtstifte in die Wand und befestigen jedes Stück einzeln. Das scheinbar tragende Band wird nur zwischengelegt. Die Zwischenräume werden mit Mais, Getreide, Strohblumen, Mohnköpfen, oder was sonst vorhanden ist, so gefüllt, daß das Ganze eine zusammenhängende Masse bildet.

Eine derartig durchgeführte Komposition ist für Speise- und Herrenzimmer, besonders aber für Zimmer, die zugleich als Atelier benutzt werden, sehr zu empfehlen und wird stets die Bewunderung der Gäste finden. Je origineller die Zusammenstellung, desto besser.

Der Phantasie der geehrten Leserinnen, denen obige Anweisung und unsere Zeichnungen nur als Beispiel dienen sollen, ist mithin der weiteste Spielraum gegeben.

O. H.

Jagdtrophäen als Wandschmuck.

Alle für den „Bazar" bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar", Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu farbiges Modenbild „Oktober".